

NORBERT BUSCH, *Katholische Frömmigkeit und Moderne. Die Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Herz-Jesu-Kultes in Deutschland zwischen Kulturkampf und Erstem Weltkrieg.* (Religiöse Kulturen und Moderne, Bd. 6). Gütersloh, Kaiser/Gütersloher Verlagshaus 1997. 368 S., 88,- DM.

Die Studie – eine bei Josef Mooser in Bielefeld entstandene historische Dissertation – setzt sich ein doppeltes Ziel: Neben der Darstellung der Herz-Jesu-Verehrung in Deutschland (1870–1914) soll die Erforschung dieses Kultes zugleich als „Sonde“ dienen, „um grundlegende Herrschaftsmechanismen, Mentalitätsmuster und Alltagserfahrungen ... von Katholiken im Kaiserreich“ (S. 19) offenzulegen. Grundsätzlich wurden beide Ziele erreicht, so daß es sich hier um einen wichtigen Beitrag einer kulturgeschichtlich erneuerten Sozialgeschichte, für die Religion nach Jahrzehnten der Abstinenz neu zum relevanten Thema wird, handelt. Busch kann zeigen, wie sehr der „ultramontanen“ Frömmigkeit des 19. Jahrhunderts romanische Züge eignen, nicht nur bei der zunächst dominierenden Marienverehrung (Herz-Mariä-Kult), sondern auch bei der Herz-Jesu-Devotion. Eine durch die katholische Aufklärung weitgehend obsolet gewordene Frömmigkeitsform, die auf Visionen der französischen Salesianerin M. Alacoque 1673/75 zurückging, wurde von Rom und den Jesuiten gezielt revitalisiert, von deutschen Bischöfen und Seelsorgegeistlichen propagiert und von fast allen Schichten katholischer Bevölkerung rezipiert. Namentlich die Brandung des Kulturkampfes ließ Katholiken nach dem Herzen Jesu als Rettungsanker greifen. Der Kult entwickelte eine immense subkulturelle Integrationskraft, weil er die Grundbefindlichkeiten der Katholiken ins Herz traf, wie nicht zuletzt seine Metaphorik zeigt. Das Herz Jesu als Symbol für den Rückzug in die Innerlichkeit und den Innenraum des katholischen Submilieus (Ghettos), als Zeichen der Leidenserfahrung der Katholiken, als „ganzheitliches“ Gegenorgan zum in der Medizin inzwischen dominierenden Gehirn (lebendige Erfahrung gegen kalten Rationalismus!). Bezeichnenderweise war der Herz-Jesu-Kult zunächst weitgehend eine Angelegenheit der Frauen. Erst nach der Jahrhundertwende wurde die Verehrung maskulinisiert – nicht zuletzt durch Einführung des Christkönigsfestes mit seinen durchaus militanten Kirchenliedern.

Trotz des sehr positiven Gesamteindrucks und der spannenden Lektüre müssen hier einige kritische Bemerkungen stehen:

1. Die Untersuchung hantiert etwas zu selbstverständlich und unbesehen mit „modischen“ Begriffen wie „Milieu“ oder „kontrollierter und isolierter Sozialisation“ der angehenden Priester als Grund für die Anfälligkeit für den Herz-Jesu-Kult (S. 212–214). Die „Reichweite“ des Milieu-Begriffes sei hier einmal dahingestellt. Der klerikale Nachwuchs jedenfalls wurde nicht nur in Knabenkonvikten und tridentini-

schen Priesterseminaren ausgebildet, wie Busch insinuiert. Vom Studium vieler Priesteramtskandidaten an den staatlichen Katholisch-Theologischen Fakultäten innerhalb der Universitäten erfährt man hier nichts. Ob vier Jahre an einer liberal-protestantisch dominierten *universitas litterarum* wirklich so ohne jeden Einfluß auf die späteren katholischen Pfarrer blieben?

2. Im Titel kündigt der Vf. an, den Herz-Jesu-Kult in Deutschland darstellen zu wollen. Untersucht werden mit Ausnahme von Mainz nur nordwestdeutsche Diözesen, wie auch aus dem Quellenverzeichnis erhellt. Der Rez. stimmt mit dem Vf. völlig in der Einschätzung des Kulturkampfes als Katalysator des Kultes überein. Dann aber müßte – als Gegenprobe sozusagen – gefragt werden, wie es sich mit der Herz-Jesu-Verehrung in den deutschen Ländern verhielt, in denen es keinen Kulturkampf gab (wie Württemberg) oder in denen er ganz anders verlief als in Preußen (etwa in Bayern mit seiner *Patrona Bavariae*). Oder gehören diese Länder aus Bielefelder Perspektive nicht zu Deutschland?

3. Die Charakterisierung der deutschen Kirchenhistorie als „heils-geschichtlich“ arbeitende Disziplin (S. 13 f.) ist einseitig und allenfalls die halbe Wahrheit. Der heftige Streit zwischen der „theologischen“ (um Jedin, Iserloh, Franzen u. a.) und der „historischen“ Richtung (um Merkle, Fink, Schwaiger, Conzemius u. a.) der Zunft um die wissenschaftstheoretische Bestimmung des Faches im Spannungsfeld von Geschichte und Theologie darf im Interesse historischer Wahrheit nicht einfach negiert werden.

Frankfurt am Main

Hubert Wolf